Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER

Ismail Kadare

Geboren aus Stein

Ein Roman
und autobiographische Prosa

Aus dem Albanischen
von Joachim Röhm

S. FISCHER

Der Übersetzer dankt dem
Freundeskreis zur Förderung literarischer und
wissenschaftlicher Übersetzungen e. V. für ein Arbeitsstipendium,
das vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Baden-Württemberg ermöglicht wurde.

Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

© Librairie Arthème Fayard, 2005
All rights reserved

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397458-4

1. Kapitel

Der kleine Oheim will Selbstmord begehen

Gleich, als ich den äußeren Hof betrat, bemerkte ich, dass etwas nicht stimmte. Die Chaiselongue stand an ihrem üblichen Platz, aber weit und breit war kein Großpapa zu sehen. Auf dem Boden neben der Chaiselongue lagen das Buch mit dem braunen Umschlag, sein Tabaksbeutel und die schon kalt gewordene Pfeife.

Als ich dann das Tor zum Innenhof aufstieß, wäre mir vor Verblüffung fast ein kleiner Schrei herausgerutscht. Großpapa befand sich tatsächlich auf den Beinen, was so gut wie nie vorkam, so selten jedenfalls, dass ich ihn beinahe nicht wiedererkannt hätte. Er unterhielt sich mit einem mir unbekannten Mann, der einen schwarzen Borsalino auf dem Kopf trug. Sie waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, dass sie mich gar nicht wahrnahmen. Ich kam mir wie ein Störenfried vor. Auf keinen Fall dürfen Sie den Revolver verstecken, sagte der Mann mit dem Borsalino. Wer mit dem Gedanken spielt, sich umzubringen, tut es eher, wenn er keinen Revolver zur Hand hat.

Ach, so ist das, dachte ich, als ich die Treppe hinaufging. Im Flur des Obergeschosses wäre ich fast mit der kleinen Muhme zusammengestoßen. Sie umarmte mich stürmisch, was ich mir überhaupt nicht erklären konnte. Man sah ihr an, dass sie mit einem schlechten Gewissen kämpfte und geweint hatte. Mir war schon früher aufgefallen, dass hübsche Frauen noch schöner aussehen, wenn sie zerknirscht sind.

»Bist du das, wo sich umbringen will?«, fragte ich.

Sie starrte mich verdutzt an.

»Woher hast du denn das?«

»Großpapa hat mit einem Mann darüber geredet.«

»Vater hat gesagt, dass ich mich umbringen will?«

Ich schluckte.

»Also, dein Name wurde nicht genannt, aber dass jemand im Haus … *na ja*, Selbstmord begehen will, davon haben sie gesprochen … Und dass man den Revolver in solchen Fällen besser nicht verstecken soll …«

»Was redest du nur für dummes Zeug?«, fuhr mich die Muhme an. Sie drehte sich um und wollte weggehen, überlegte es sich dann aber anders. »Jetzt hör mir mal gut zu, Dummerjan! Da hast du was in den verkehrten Hals bekommen. Untersteh dich bloß, es herumzuplappern, hast du kapiert? Das geht nur die Leute im Haus etwas an, auf keinen Fall darf etwas hinausdringen, kapiert?«

Ihr wütender Wortschwall wollte gar kein Ende nehmen, und jeder Satz endete mit einem »kapiert«. Ich befürchtete schon das Schlimmste, da änderte sich plötzlich ihr Verhalten. Sie beugte sich zu mir herab und erklärte in nunmehr liebevollem Ton, ja, sie trage wohl die Schuld, aber nicht sie denke daran, sich umzubringen, sondern jemand anders, nämlich ihr Bruder, also der kleine Oheim. Am besten sei jedoch, ich würde alles gleich wieder vergessen.

In meinem Kopf ging alles durcheinander. Jemand anders wollte sich umbringen, aber sie war schuld? Aha! Ich versprach, alles gleich wieder zu vergessen, wenn sie mir bloß erzählte, was sie ihm Schlimmes angetan hatte.

»Ich habe ihm nichts Schlimmes angetan«, erwiderte sie, dann dachte sie kurz nach. »Eigentlich überhaupt nichts«, meinte sie schließlich.

Das wiederholte sie mehrmals. Am Ende hatte ich mit

Müh und Not herausgefunden, dass sie ihm wirklich nichts angetan, sondern bloß eines Tages etwas gefunden hatte, das ihm gehörte, unabsichtlich natürlich … Etwas, das niemand hätte sehen dürfen …

»Das reicht jetzt aber«, sagte sie dann. »Du weißt schon mehr, als gut für dich ist. Du verrätst mich doch nicht, oder?«

Sie umarmte mich kurz. Wie immer roch sie sehr gut, und als sie wegging, schüttelte sie ihr langes blondes Haar nervös, was sie noch schuldbewusster wirken ließ.

Ohne den kleinen Oheim zu finden, lief ich eine Weile lang durch das verstörte Haus. Er hatte sich im »Parterre« eingeschlossen, wie man das Kaminzimmer nannte, und keiner wusste, was er dort anstellte. In meinen Augen hatte er gewaltig an Ansehen gewonnen. Ich brannte darauf, genau zu erfahren, was vorgefallen war.

Im Hof hängte die große Muhme Bettlaken zum Trocknen auf. Ich war mir sicher, dass sie das Geheimnis kannte, aber auch, dass sie es mir auf keinen Fall erzählen würde. Wegen der Grübchen neben ihren dunklen Augen, vor allem aber wegen ihrer Ängstlichkeit galt die große Muhme als die Besonnene, während die kleine mit ihren wehenden blonden Haaren und dem kecken Funkeln in den Augen den ganzen Übermut der Familie in sich zu vereinen schien.

Großpapa hatte sich endlich doch auf der Chaiselongue niedergelassen und war wieder in sein Buch vertieft, aber ich wusste, dass erst am Abend, wenn er sich von den Violinenklängen der Ägypter umschmeicheln ließ, sich eine Gelegenheit bieten würde, mit ihm zu reden. Weil Mitglieder der Familie gute Beziehungen zu den Kommunisten unterhielten, hatte Großpapa nicht sehr schlimm unter dem Wechsel des Regimes zu leiden gehabt, außer dass ihm sein Landbesitz weggenommen worden war. Jedenfalls durften die Ägypter

weiterhin im »Außenzimmer« wohnen und ihm abends, wie gewohnt, auf der Geige vorspielen.

Der große Onkel wusste wahrscheinlich am besten von allen Bescheid (schließlich waren die beiden, die im Alter nur einen Abstand von einem Jahr hatten und jeden Morgen gemeinsam ins Gymnasium gingen, eher Kameraden als Brüder), aber leider hörte er schlecht und war deshalb denkbar ungeeignet für ein unbelauschtes Gespräch.

Trotzdem ging ich zu ihm hin und wollte wissen, wo der andere sei. Wer?, fragte er. Ach, der Angeber!

Mit offenem Mund hörte ich mir eine Flut unerhörter Beschimpfungen an. Natürlich, er war der Ältere und hatte den dummen Einfall des Jüngeren zu missbilligen, aber mir kam es so vor, als ob mehr hinter seinem Zorn steckte.

Was ich hörte, machte mich ganz wirr im Kopf. Seiner Meinung nach hatte der kleine Oheim kein Mitleid verdient (als ob die Sache mit dem Haarausfall nicht schon schlimm genug wäre, jetzt auch noch diese Heimsuchung!), er war bloß ein Geheimnistuer und Prahlhans. Wahrscheinlich hatte er sich die Sache mit dem Selbstmord auch nur einfallen lassen, um Eindruck zu schinden.

Der große Oheim war wie durchgedreht. Womöglich ließ zusammen mit seinem Gehör auch sein Verstand nach.

Ich mochte beide Onkels gleich gern. Alles an ihnen war bewunderungswürdig: Ihr schlendernder Gang, wenn sie vom Gymnasium heimkamen, die Schülermützen auf ihren Köpfen, die Bücher in ihrem Zimmer, der Lateinkurs, den sie zusammen besuchten, und ganz besonders, dass sie sich auf Lateinisch unterhielten, wenn sie von anderen nicht verstanden werden wollten. Dominus. Divide et impera. In extenso.

Die Bewunderung für beide litt auch nicht darunter, dass einmal der eine, einmal der andere in meinen Augen an ge-

heimnisvoller Ausstrahlung zulegte. Vor kurzem war zum Beispiel der große Oheim zu so etwas wie einem Idol für mich geworden, als er nach einer Ohrenoperation mit Mullbinden um den Kopf durch das Haus gegeistert war. Nun hatte der kleine Oheim offenbar gespürt, dass sein Ruhm ein wenig am Verblassen war, und den Revolver ins Spiel gebracht, als lasse sich das verlorene Ansehen nur durch Selbstmord wiedergewinnen. Jetzt blieb dem Älteren nichts anderes übrig, als wieder das Krankenhaus aufzusuchen, um sich vom großen Doktor Gurameto den Kopf anbohren zu lassen.

Mit anderen Worten: Die Sache war dabei, aus dem Ruder zu laufen.

Mit einem bösen Funkeln in den Augen murmelte der große Oheim weiterhin unsinniges Zeug vor sich hin: Geheimniskrämerischer Giftzwerg, Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage, ha, ha, ha, die Mysterien des Louvre, he, he, he.

Ich konnte es nicht mehr aushalten und verließ traurig das Zimmer. Als ich schon auf der Treppe war, rief er mir hinterher:

»Du darfst auf keinen Fall mit jemandem darüber reden.«

Ich fand es ziemlich erstaunlich, dass alle die Sache verheimlichen wollten.

*

Als ich am späten Nachmittag nach Hause ging, fühlte ich mich ganz leer. Das Mittagessen bei Großpapa war, ganz anders als sonst, überhaupt nicht angenehm verlaufen. Der Kohl und vor allem der Feigenpudding, für den Großmutter so berühmt war, schmeckten so gut wie sonst, aber das half auch nichts. Der kleine Oheim war immer noch nicht aus dem Parterre herausgekommen, deshalb gab es keine spaßi-

gen Sticheleien und vor allem keine geheime Zwiesprache auf Lateinisch.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es auf der Erde zwei Häuser gab, die weniger gemeinsam hatten, als Großpapas und unseres in Palorto. Dass sie im gleichen Land und sogar in der gleichen Stadt standen, war unglaublich.

Ihre Geheimnisse waren vermutlich das Einzige, was sie verband. Auf dem Weg nach Palorto dachte ich darüber nach. Besonders beschäftigte mich die Frage, ob das Neueste, die Sache mit dem Selbstmord, bedeutete, dass unser Haus in Rückstand geriet, was die Eigenarten anging. Bis jetzt hatte ein Gleichgewicht geherrscht, jedes Haus hatte eine davon. Bei uns war es das Verlies, bei Großpapa sein geheimnisumwobener Bruder.

Das Verlies war, wie schon aus dem Namen hervorgeht, eine Art Gefängnis. Nur in den ältesten Häusern der Stadt gab es eines. Es war ein steinernes Gelass tief unten, direkt neben dem großen Kellergewölbe. Es hatte keine Tür, sondern nur eine Luke in der Decke, durch die der Häftling hinuntersteigen musste. Dann wurde die Leiter eingezogen und die Luke verschlossen.

Das galt für die alten Zeiten. Von Großmutter wusste ich, dass damals von den beiden Gefängnisarten das Hausgefängnis die wichtigere Rolle gespielt hatte. Das andere, staatliche, sei mehr ein Reklamerummel gewesen als ein Kerker.

Es kostete mich einige Mühe, herauszufinden, was sie damit meinte. Die Bestrafung, das Einsperren und die Entlassung hatten sich beim Familienverlies in aller Stille und unter größter Verschwiegenheit innerhalb der Mauern des Hauses abgespielt. Keine Polizei, kein Richter, kein Wärter.

Seit Großmutter als Schwiegertochter in das Haus in Palorto gekommen war, hatte das Verlies keine Verwendung

mehr gefunden. Aber es gab alle möglichen Geschichten aus der Vergangenheit. Die seltsamste betraf meinen Urgroßvater, dessen Namen ich trug. Eines Nachts war er aus dem Schlaf aufgefahren, weil er von einem seiner alten Fehltritte geträumt hatte. »Aus dem Bett, Frauen!«, hatte er gerufen, »macht den Strohsack und den Wasserkrug für mich bereit, ich gehe ins Verlies.« Und er war wirklich hinuntergestiegen und hatte es ein paar Wochen drunten ausgehalten, bis es ihm so vorgekommen war, als sei die Schuld nun abgebüßt.

Im Gegensatz zum Verlies, dessen Lukendeckel immer noch vorhanden und mit Händen greifbar war, handelte es sich beim Geheimnis des Hauses, in dem die Oheime wohnten, um etwas Unsichtbares, Nebelhaftes. Ein Bruder von Großpapa, den allerdings nie jemand zu Gesicht bekommen hatte, spielte dabei die Hauptrolle. Auch geredet wurde über ihn nie, und wenn ihn doch einmal jemand erwähnte, dann nur mit gedämpfter Stimme und ganz beiläufig.

Er hatte nichts Böses getan und war bestraft worden, wie ich zuerst gedacht hatte, sondern lebte ganz einfach weit entfernt im Norden Albaniens. Außerdem hatte er eine andere Religion. Der große Oheim hatte gemeint, daran sei nichts Besonderes. Ein Zweig vom Stamm der Dobi hatte auch unter der osmanischen Herrschaft am katholischen Glauben festgehalten, was in verschiedenen der alten Häuser vorgekommen war, unseres in Palorto eingeschlossen.

Wie ich aus einem gelegentlichen Getuschel wusste, rechnete man seit langem damit, dass Großpapas Bruder der Stadt einen Besuch abstattete. Aber es war nie dazu gekommen. Nicht einmal, wenn große Ereignisse bevorstanden oder stattgefunden hatten. Zum Beispiel war er weder an dem Tag gekommen, als die Monarchie ausgerufen wurde, noch in der Woche nach ihrem Sturz. Genauso wenig, als im Jahr zwei-

undvierzig der Komet am Himmel erschien, wonach der Einmarsch der Deutschen erfolgte, nach denen die Kommunisten kamen, worauf jemand gesagt hatte: Jetzt taucht er bestimmt nicht mehr auf!

Ich war vom Gegenteil überzeugt.